

KIRCHE IN DER STADT

ZEITUNG FÜR DIE EVANGELISCHE KIRCHE TÜBINGEN • NOVEMBER 2008 – JANUAR 2009

Portraits von Tübinger Juden am Rathaus Gedenken an die Reichspogromnacht vor 70 Jahren

Am 9. November jährt sich in diesem Jahr zum 70. Mal, das nationalsozialistische Pogrom gegen die deutschen Juden. Auch in Tübingen wurde die 1882 errichtete Synagoge in der Gartenstraße auf Befehl des örtlichen Kreisleiters der NSDAP durch SA- und SS-Männer niedergebrannt. Die Feuerwehr vor Ort beschränkte sich auf die Sicherung der Nachbarhäuser. Fünf Tübinger Juden wurden verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau verschleppt; zwei von ihnen starben an den Folgen der Misshandlungen.

Lange Zeit wurde dieses Ereignis totgeschwiegen, verdrängt und aus dem öffentlichen Bewusstsein verbannt. Erst seit den 1980er Jahren gibt es Jahr für Jahr regelmäßig am 9. November Veranstaltungen zur Erinnerung. Inzwischen hat sich gar ein gewisses Ritual herausgebildet: Dem Gedenken am Synagogenplatz, von der Tübinger Geschichtswerkstatt und der Stadt Tübingen gemeinsam veranstaltet, folgt abends in der Stiftskirche unter Federführung der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK) eine zentrale Feierstunde.

In diesem Jahr soll dieses schon traditionelle Gedenken durch eine außergewöhnliche Aktion vertieft, die Erinnerungskultur ergänzt und die öffentliche, kommunale Verantwortung des Umgang mit der NS-Vergangenheit unterstrichen werden. Hinter diesem Vorhaben steht das Wissen um die Bedeutung von Erinnerungsorten. Aufmerksam gemacht werden soll darauf, dass die Erinnerung an das Pogrom, an die jüdischen Tübinger nicht nur eine Aufgabe von Vereinen oder Kirchen, sondern der öffentlichen Hand, der Stadt, aller Tübinger und Tübingerinnen ist und deshalb auch eines besonderen, nicht sakral belegten, öffentlichen Ortes bedarf. So wird in diesem Jahr bewusst erstmals das im Herzen der Stadt liegende alt-ehrwürdige Rathaus, seit bald 600 Jahren Zentrum bürgerschaftlichen Regierens und Verwaltens als Ort des Gedenkens einbezogen.

Nach einer Idee des städtischen Kulturamtes sollen die an der Außenfassade des Rathauses in hübschen Medaillons aufgemalten sechs Porträts der „großen und berühmten Tübinger“ mittels einer Licht-

Projektion überblendet und durch Porträts von Tübinger Juden und Jüdinnen ersetzt werden. Gezeigt werden soll, dass die Juden zur städtischen Gesellschaft, zur Tübinger Geschichte, ebenso gehörten und gehören wie der Dichter Ludwig Uhland oder der Verleger Johann Friedrich Cotta. Am Montag den 3. November beginnend, wird eine Woche lang täglich jeweils um 17 Uhr ein Porträt gewechselt, bis am 9. November dann alle ausgetauscht sind. Unterstützt wird die Aktion von der BEWEGTE BILDER Medien AG, die die Projektionstechnik zur Verfügung stellt. Tag für Tag wird der Wechsel begleitet von einem Erinnerung an die jeweilige Person, ihre Familie, ihr Leben und Schicksal durch einen Bericht im Schwäbischen Tagblatt und durch Wortbeiträge auf dem Marktplatz oder im Rathaus. Zudem werden diese jüdischen Bürger durch authentische Berichte oder Briefzeugnisse selbst zu Wort kommen. Ausgewählt wurden stellvertretend für alle vertriebenen oder ermordeten ehemaligen Tübinger jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft:

- ◆ Ruth Marx, *1933, ermordet 1942 im Hochwald von Riga
- ◆ Hanna Bernheim, Hausfrau, *1895, emigriert 1939 in die USA
- ◆ Margarete Arnold, Geschäftsfrau *1903, 1939 emigriert nach Mocambique
- ◆ Max Löwenstein, Viehhändler, *1874, gestorben 1944 in Theresienstadt an Unterernährung
- ◆ Simon Hayum, Rechtsanwalt, Stadtrat und Vorsitzender der DDP-Gemeinderatsfraktion, *1867, 1939 Flucht in die Schweiz
- ◆ Josef Wochenmark, Rabbiner, *1880, 1943 Freitod nach der Aufforderung zur Deportation.

Außer den Porträts werden am 9. November die Namen aller Tübinger Juden am Rathaus auf langen Schriftrollen angebracht und verlesen werden. Ergänzt wird diese Aktion durch eine abendliche Lesung aus Peter Weiss' „Die Ermittlung“ von Schauspielern des LTT im Großen Sitzungssaal des Rathauses.

An der Aktion beteiligen sich neben dem städtischen Fachbereich Kultur die ACK, der Gemeindeart, die Geschichtswerkstatt Tübingen, das LTT, der Jugendgemeinderat, der Verein Courage, die Volkshochschule und das Zimmertheater.

Wilfried Setzler, Leiter des Tübinger Kulturamtes



*Ruth Marx,
aus Lilly Zapf,
Die Tübinger
Juden*

Das Gesamtprogramm zum 9. November:

16 Uhr, Synagogenplatz: Verlesung der Namen aller ehemaligen Tübinger Juden durch die Tübinger Geschichtswerkstatt, umrahmt mit Liedern des DGB-Chors „Zwischentöne“

17 Uhr, Marktplatz: Porträtprojektion mit einer Ansprache von Oberbürgermeister Boris Palmer

18 Uhr, Stiftskirche: Gedenkfeier der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen

19.30 Uhr, Rathaus: Lesung aus Peter Weiss' „Die Ermittlung“ durch Schauspieler des LTT

Detaillierte Informationen zu den einzelnen Veranstaltungen finden sich auf der Internetseite der Universitätsstadt Tübingen unter www.tuebingen.de/23_24909.html.

Zum Schwerpunkt

Zum 70. Mal jährt sich in diesem Jahr die Nacht, in der auch in Tübingen die Synagoge brannte, der 9. November 1938. Stadt, Kirchen und Vereine laden in Tübingen zu Veranstaltungen ein, die an diesen Tag erinnern. Der Leiter des Kulturamtes, Wilfried Setzler, stellt das Programm in dieser Ausgabe von „Kirche in der Stadt“ vor. Das Verhältnis zwischen Juden und Christen ist der Schwerpunkt dieses Heftes. Auf ganz unterschiedliche Weise wird es beleuchtet:

► „Ganz anders als eine Bibelstunde“ ist die Art und Weise, in der Juden und Jüdinnen die Bibel lesen, so Pfarrerin Angelika Volkmann. Sie berichtet von der Tora-Lernwoche, die im Sommer diesen Jahres in der Bonhoeffer-Gemeinde stattfand.

► „Jesus ja – Paulus nein“ – In dieser Formel fasst der bekannte Rabbiner Leo Baeck seine Sicht auf das Christentum zusammen. Es gibt einen Glauben an Gott mit Jesus, aber keinen Glauben an Jesus als den Christus. Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel von der Katholisch-Theologischen Fakultät stellt dar, wie die Pioniere des jüdisch-christlichen Gesprächs, Martin Buber und Leo Baeck, auf das Christentum geblickt haben.

► In drei Erklärungen hat die Württembergische Synode in den vergangenen Jahren zum jüdisch-christlichen Gespräch Stellung bezogen. Gottfried Kiefner hat sich die Erklärungen genauer angesehen und eine Entwicklung beobachtet, die nachdenklich stimmt.

► Silke Takacs besuchte in den Sommerferien mit einer Gruppe von sechs Jugendlichen die jüdische Gemeinde in Petrosawodsk und schildert ihre Eindrücke von der Reise.

Außerdem: Wer die Nolde-Ausstellung verpasst hat, die im Sommer in Balingen zu sehen war, kann sich mit dem Artikel von Sibylle Setzler auf der letzten Seite trösten. Sie hat dem Bild „Saul und David“ von Emil Nolde „nachgedacht und nachgespürt“.

Sylvia Takacs hat ihre Umfrage unter der Leserschaft von „Kirche in der Stadt“ abgeschlossen und ausgewertet. Über die Ergebnisse wird sie in der nächsten Ausgabe berichten.

Die Redaktion wünscht Ihnen eine anregende Lektüre und – schon jetzt – ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr!

Beate Schröder

Das jüdische „Lernen“ ... ganz anders als eine Bibelstunde

Zum vierten Mal fand im Juni in der Dietrich-Bonhoeffer-Kirche eine Tora-Lernwoche mit jüdischen Lehrern statt. Die Lernwochen wurden im Auftrag der Landeskirche von Michael Volkmann, dem Beauftragten für das christlich-jüdische Gespräch an der Fortbildungsstätte Kloster Denkendorf für 19 Kirchengemeinden organisiert.

Zu Gast bei uns war das Ehepaar Rivka und Daniel Basch aus Jerusalem – beide stammen ursprünglich aus der Schweiz und sind 1981 nach Israel eingewandert.

Rivka Basch studierte Geschichte, Philosophie, Literatur und jüdische Wissenschaften (M.A.) und arbeitet als Lehrerin, Daniel Basch studierte Politische Wissenschaften und Internationale Beziehungen. Zwei Jahre lang war er Rabbiner, Kantor und Lehrer in einer kleinen Gemeinde in der französischen Schweiz. Heute ist er von Beruf Unternehmer.

Zwei lebendige, hellwache und vor allem humorvolle Gesprächspartner führten uns fünf Abende lang durch die Stationen des Lebens von Isaak und Rebecca, und wir erlebten die bereichernde Art des jüdischen „Tora-Lernens“, das so ganz anders ist als eine Bibelstunde.

Für jüdische Menschen ist das Lernen der Tora (der fünf Bücher Mose) die Erfüllung eines zentralen göttlichen Gebotes des „Sch'ma Israel“, des jüdischen Glaubensbekenntnisses im 5. Buch Mose 6,6f: „Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollen dir ins Herz geschrieben sein, und du sollst sie deinen Kindern einschärfen und sollst davon reden, wenn du in deinem Hause sitzt und wenn du auf dem Wege gehst, wenn du dich niederlegst und wenn du aufstehst.“ Tora-Lernen bedeutet soviel wie mit Gott in Verbindung zu sein.

„Das jüdische ‚Lernen‘ ... entspricht in seiner Bedeutung für uns etwa eurem Sakrament“

schrrieb Franz Rosenzweig an einen christlichen Freund. Juden lernen nicht in erster Linie, weil sie etwas wissen möchten, sondern, weil sie im Lernen ihre Gottesbeziehung pflegen und erleben. Das tun sie, wo immer möglich, gemeinsam und auch gezielt, um sich gegenseitig zu stärken und zu trösten, z.B. vor einem Abschied oder wenn jemand gestorben ist. Weil nach jüdischem Verständnis die Tora als Offenbarung Gottes ohnehin nie in ihrer Ganzheit zu erfassen ist, wird es als anregend und bereichernd empfunden,



wenn es viele unterschiedliche Deutungen und Erklärungen für die einzelnen Abschnitte gibt. Auf jeder Seite der so genannten Rabbinerbibel werden darum unterschiedliche Deutungen der weisen Lehrer der

verschiedenen Jahrhunderte sorgfältig nebeneinander festgehalten.

„Machloket!“ war das Wort, mit dem Rivka Basch den ersten Abend der Lernwoche über 1. Mose 18 eröffnete. „Machloket! Das ist eine Streitfrage!“ Diese wird als spannend und bereichernd empfunden – und sie erzählte schmunzelnd von ihrem jüngsten Sohn, der ihr regelmäßig ein „Machloket!“ entgegenruft, wenn er anderer Auffassung ist als sie, z.B. in Bezug auf häusliche Pflichten. Sind es nun drei Fremde, drei Beduinen, die Abraham in Mamre besuchen? Oder ist es Gott? Beim Lernen ist das fruchtbare Streiten verbunden mit dem Gebet: „Gib uns Anteil an deiner Tora!“

Bibel-Lernen, fern von dogmatischen Grabenkämpfen darum, wer denn nun Recht hat, das ist für uns Christen eine befreiende Entdeckung und bereits ein guter Grund dafür, gemeinsam mit Juden die Bibel zu lernen. Darüber hinaus erleben wir ihre Frömmigkeit, ihre Spiritualität – und dürfen sie wunderbarerweise teilen – fast wie ein Sakrament. Das ist wohl die intensivste Form des christlich-jüdischen Dialogs. Außerdem werden wir selbst bei biblischen Texten, die wir gut zu kennen meinen, mit überraschend neuen Einsichten beschenkt. So wurde mir beim Lernen von 1. Mose 22, der Bindung Isaaks (in der Lutherbibel mit „Isaaks Opferung“ überschrieben, obwohl Isaak ja eben nicht geopfert wird) zum ersten Mal deutlich, dass Abraham eben nicht seinen Sohn Isaak im Stich lässt, wie ich es bisher immer verstanden hatte: Wie kann er das nur tun, als Vater?! Die Aufmerksamkeit für die kleine Wendung „hinenni“ – „hier bin ich“, verhalf zu einem neuen Verständnis. Am Anfang des Kapitels sagt Abraham auf den Ruf Gottes „hinenni“, das meint: „Hier bin ich, ich stehe dir zur Verfügung, verfüge

über mich“. Die gleiche Redewendung wählt Abraham, als sein Sohn Isaak zu ihm spricht: „Mein Vater!“ Er antwortet ihm: „hinenni“ – hier bin ich, mein Sohn. D.h. „ich stehe dir zur Verfügung als dein Vater“. Der große Glaube, das große Vertrauen Abrahams besteht darin, dass er zwei Treueverhältnisse, zwei Beziehungen vertrauensvoll aufrecht erhält, obwohl das zu einer ungeheuren Spannung führt, die ihn innerlich zerreißen muss. Er will seinem Gott treu bleiben und er will seinem Sohn treu bleiben. Er bleibt beiden treu und vertraut auf einen guten Ausgang, obwohl nichts darauf hindeutet, dass es gut ausgehen wird. Gemeinsames Tora-Lernen verbindet. Diese Verbindung zu unseren jüdischen Geschwistern hat Jahrhunderte lang gefehlt, und dieses Fehlen war der Nährboden für Antisemitismus in seiner übelsten Form. Die neue Verbundenheit ist exemplarisch und könnte sich noch viel weiter ausbreiten. Im nächsten Jahr gibt es die Möglichkeit, an einer **zentralen** Tora-Lernwoche im Kloster Denkendorf teilzunehmen. (www.kloster-denkendorf.de)

Angelika Volkmann

Der Brandgeruch vom 9./10. November 1938 geht Wilhelm Wurster nach – bis heute. Später, viel später habe er entdeckt, wie tief und fundamental diese schreckliche Nacht mit seiner Kultur und seinem christlichen Glauben verbunden gewesen ist:

**„ES GESCHAH ABER
ZU DER ZEIT,
DASS EIN GEBOT AUSGING
VOM RATHAUS:
DIE FEUERWEHR DARF
NICHT LÖSCHEN,
WENN ES HEUT NACHT
BRENNT..... ! usw.**

**das sind nun 70 Jahre her
und weil es der Anfang war
von der schlimmsten Kulturschande
in Deutschland....**

**will die Evangelische Kirche ihren Anteil bedenken, weil ja auch »unser«
»Schundbuch«, die Bibel in den Neckar zum Verschlammen geworfen war.**

**DAS ALTE TESTAMENT NOCH EINMAL AUFMERKSAM LESEN“
(Ein alter Pfarrer, Wilhelm Wurster)**

Wilhelm Wurster regt an, mit anderen noch einmal neu die Schriften zu lesen, die Christen sich angewöhnt haben „Altes Testament“ zu nennen (das Richterbuch, Gesetzestexte).

H. Waßmann

Wie jüdische Denker das Christentum sehen: Leo Baeck – Martin Buber

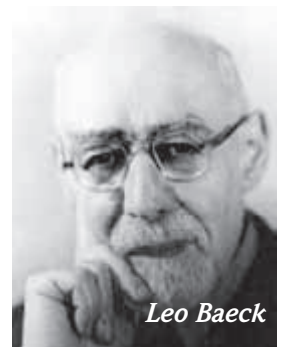
Jahrhundertlang haben sich Christen und Juden gegeneinander profiliert.

Christen haben das Judentum als eine heilsgeschichtlich überholte und durch die Kirche ersetzte Größe betrachtet. Das Judentum hat sich – oft gezwungen – in eine Abwehrhaltung begeben, reagierte ignorierend, polemisierend. Erst seit der Aufklärung erleben wir, dass die Beziehungen zwischen Judentum und Christentum konstruktiv gestaltet werden könnten: durch gegenseitige Wertschätzung, Gerechtigkeit im Urteil, Identitätssicherung ohne polemische Verwerfung. Pioniere dieser neuen Phase der jüdisch-christlichen Begegnung sind Moses Mendelssohn, Abraham Geiger und Claude Montefiore. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ragen zwei Gestalten heraus: der große Rabbiner Leo Baeck (1873-1956) und der große Gelehrte Martin Buber (1878-1965).

Alles beginnt im Fall von Leo Baeck damit, dass er auf eines der damals meist beachteten, ungemein „populären“ Bücher eines angesehenen christlichen Theologen reagiert: auf das 1900 erschienene Buch „Das Wesen des Christentums“ von Adolf von Harnack. Im Stil der Zeit hatte dieser in Berlin lehrende protestantische Theologe das Judentum als bloße Negativfolie für das Christentum funktionalisiert. Insbesondere hatte er Jesus von Nazareth als Stifter des Christentums scharf vom Judentum seiner Zeit abgegrenzt. Der Eindruck sollte erweckt werden: Ein mit Traditionsballast („Schutt“) beladenes, ja auf den Ruinen einstiger Größe („Trümmer“) lebendes, schwächlich gewordenes Judentum stellt eine schädliche Form der Religion dar, der ein helles, klares, frisches Evangelium entgegengesetzt wird, das durch Jesus in die Welt gekommen ist.

Ruhig und sachlich antwortet Rabbi Leo Baeck im Jahr 1901. Und seine Antwort an Harnack kann als „Gründungsurkunde“ eines neuen, konstruktiven jüdischen Verständnisses Jesu gesehen werden. Baeck wörtlich: „Die meisten Darsteller des Lebens Jesu unterlassen es, darauf hinzuweisen, dass Jesus in jedem seiner Züge durchaus ein echt jüdischer Charakter ist, dass ein Mann wie er nur auf dem Boden des Judentums, nur dort und nirgends anders, erwachsen konnte. Jesus ist eine echt jüdische Persönlichkeit, all sein Streben und Tun, sein Tragen und Fühlen, sein Sprechen und Schweigen, es trägt den Stempel jüdischer Art, das Gepräge des jüdischen Idealismus, des Besten, was es im Judentum gab und gibt, aber nur im Judentum damals gab. Er war ein Jude unter Juden; aus keinem anderen

Volke hätte ein Mann wie er hervorgehen können, und in keinem anderen Volke hätte ein Mann wie er wirken können; in keinem anderen Volke hätte er die Apostel, die an ihn glaubten, gefunden.



Leo Baeck

Diese Linie setzt Leo Baeck auch in den folgenden Jahren fort. Zwar konzentrieren sich seine Arbeiten auf die Herausarbeitung einer genuin jüdischen Theologie. Seine Bücher „Wesen des Judentums“ (1905) oder – nach der Shoa – „Mein Volk“ (1955/57) dokumentieren das. Aber immer wieder setzt Baeck sich auf beeindruckende Weise durch historisch-biblische Arbeiten mit der Tradition des Christentums auseinander. Noch heute lesenswert sind seine Abhandlungen „Judentum in der Kirche“ von 1925 und „Das Evangelium als Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte“, 1938 im nationalsozialistischen Deutschland geschrieben und veröffentlicht, wenige Jahre, bevor Leo Baeck – als hoher Vertreter des deutschen Judentums zunächst verschont – verhaftet und ins Konzentrationslager Theresienstadt verfrachtet worden war. Wie durch ein Wunder kann er überleben. Noch 1938 wiederholt Baeck seine Position: „Jesus – ein Jude unter Juden. Die jüdische Geschichte, das jüdische Nachdenken darf nicht an ihm vorüberschreiten noch an ihm vorbeisehen. Seit er gewesen, gibt es keine Zeiten, die ohne ihn gewesen sind, an die nicht die Epoche herankommt, die von ihm den Ausgang nehmen will.“

Dabei lässt Leo Baeck keinen Zweifel, dass er das Jüdische an Jesus im Gegensatz sieht zu einem Glauben an Jesus als den Christus. Jesus ja – Paulus nein: das ist die Formel. Für ihn als Juden gibt es einen Glauben an Gott mit Jesus, aber keinen Glauben an Jesus als den Christus, Erlöser oder Gottessohn. Dies bleibt die unüberschreitbare Grenze im Glauben zwischen Juden und Christen, eine Grenze, die zu verstehen, letztlich zu respektieren ist.

Und diese Grenze hat immer wieder auch ein Mann gezogen, der zu den großen Dialog-Philosophen des 20. Jahrhunderts gehört: *Martin Buber*. Dass alles Denken „dialogisch“ zu geschehen habe und sich durch Begegnungen dialogisch vollziehe, hat er wie kein anderer in einer Schrift dargelegt, die zu den bahnbrechenden Arbeiten der Philosophiegeschichte des 20. Jahrhunderts gehört: „Ich und Du“ aus dem Jahr 1923. „Dialog“ ist seither zu einer zentralen Anzeige der Suche nach gelingendem Menschsein geworden! Das aber hat Buber nicht daran gehindert, als Jude im Verhältnis zum Christentum auch scharfe Abgrenzungen vorzunehmen. Alles Begegnen ist zwar Dialog, aber nicht alles ist durch Dialog auflösbar. Dialog ist auch Verstehenwollen der Andersheit des Anderen, der Nichtintegrierbarkeit des je anderen Standpunktes. Dialog ist auch gleichzeitig Nachdenken über die Grenzen des Dialogfähigen. Leo Baecks Buch „Das Wesen des Judentums“ vor Augen, schreibt Buber schon 1914:

„Festgestellt sei also: *erstens*, daß die radikaljüdische Bewegung, die Urchristentum genannt wird und der wir einst einen anderen, zulänglicheren Namen geben werden, uns nicht wichtig ist weil, sondern trotzdem sie im Christentum mündete, in dem alle jüdischen Elemente nicht entfaltet, sondern entstellt worden sind; *zweitens*, daß der zentrale Mensch dieser Bewegung, Jesus von Nazareth, uns als Objekt der Religiosität auf immer unüberwindlich fern und fremd ist, aber wertvoll und wesentlich als Subjekt der Religiosität, als einer, der die tiefe jüdische Religiosität gelebt hat, wie Sokrates die griechische und Buddha die indische; *drittens*, daß es keinen Frieden und keinen Waffenstillstand gibt zwischen uns reinen, ganzen Juden und der weltbeherrschenden christlichen Kirche und daß wir ihrer Usurpation jüdischen Urbesitzes entgegen unseren ewigen Anspruch, die wahre Ekklesia, die Gemeinde Gottes zu sein, unerschütterlich aufrechterhalten.“

Wir haben hier einen kämpferischen Buber vor uns, der unzweideutig festhält:

(1) Das Urchristentum ist eine radikal-jüdische Bewegung. Es mündet in einem Christentum, in dem „alle jüdischen Elemente nicht entfaltet, sondern entstellt“ worden seien.

(2) Scharf unterschieden wird zwischen Jesus als Subjekt der Religiosität, tief geprägt vom Judentum seiner Zeit, wie Sokrates vom Griechentum und Buddha vom Indertum. Dieses wird scharf unterschieden von Jesus als *Objekt* der Religiosität, als Objekt des Glaubens. Diese „Objektivierung“ Jesu als Glaubensinhalt und -gegenstand bezeichnet Buber als „auf immer unüberwindlich fern und fremd“.

(3) Diese unüberwindliche Ferne und Fremdheit wird von Buber mit fast militärischen Bildern zum Ausdruck gebracht: kein „Frieden“, kein „Waffenstillstand“. Ein scharfer Gegensatz kommt herein zwischen „reinen und ganzen Juden“ sowie der „weltbeherrschenden christlichen Kirche“. Der Gegensatz entsteht dadurch, dass Buber der Kirche „Usurpation jüdischen Urbesitzes“ vorwirft. Stolz hält er ihm den einen Anspruch entgegen, „die wahre Ecclesia, die Gemeinde Gottes zu sein“. Ein kämpferischer Buber. Und wir merken, was hier auf dem Spiel steht zwischen Judentum und Christentum. Jesus von Nazareth: ein Jude unter Juden. Christen, die an ihn als den Christus, Sohn Gottes, Erlöser, glauben: Ursupatoren „jüdischen Urbesitzes“!

Die scharfe Selbstprofilierung des eigenen Glaubens geht in den späten 20er, frühen 30er Jahren bei Buber über in ein gleichzeitiges Nachdenken darüber, was denn die geschichtliche Präsenz des Christentums für ein Zeichen Gottes gewesen sein mag. Buber fällt also – gemäß seinem dialogischen Prinzip – bei aller Abgrenzung nicht zurück in einen jüdischen Exklusivismus bei Abwertung des christlichen Gegenüber, sondern entwickelt im Gegenteil die Figur eines Nebeneinander von Israel und Kirche. Ablehnung im Sinne von Verwerfung: dies nimmt Buber an der Kirche wahr. Sie hat jahrhundertlang Israel als ein „von Gott verworfenes Wesen“ betrachtet. Und dieses Verworfensein habe sich „notwendig aus dem Anspruch der Kirche“ ergeben, „das wahre Israel zu sein“.

Solche Sätze stehen bereits in einem der bemerkenswerten jüdisch-christlichen Religionsgespräche des 20. Jahrhunderts, von dem wir Dokumente haben: aus dem Zwiegespräch Bubers mit dem christlichen

Neutestamentler Karl Ludwig Schmidt im Jüdischen Lehrhaus zu Stuttgart am 14. Januar 1933. Buber räumt zunächst ein,

„dass er als Jude „keine Möglichkeit“ habe, „gegen dieses Wissen der Kirche um Israel etwas zu setzen“. Gemeint ist: Man kann diesen Anspruch der Kirche nicht falsifizieren. Man kann aber seinen eigenen Anspruch dagegensetzen: „Aber wir Israel wissen um Israel von innen her, im Dunkel des von Innen her Wissens, im Lichte des von Innen her Wissens. Wir wissen um Israel anders. Wir wissen (hier kann ich nicht einmal mehr ‚sehen‘ sagen, denn wir wissen es ja von Innen her, und auch nicht mit dem Wissen des Gedankens, sondern lebensmäßig), dass wir, die wir gegen Gott tausendfach gesündigt haben, tausendfach von Gott abgefallen sind, die wir diese Jahrtausende hindurch diese Schickung Gottes erfahren haben – die Strafe zu nennen zu leicht ist, weil es ist etwas Größeres als Strafe –, wir wissen, dass wir doch nicht verworfen sind.“

Israel also hat sein bleibendes Geheimnis, das von Gott her nicht widerrufen ist. Mag die Kirche Israel auch noch so sehr „verworfen“ haben, Gottes Berufung Israels als sein Volk ist unwiderrufen. Das ist das Grundaxiom, von dem Martin Buber theologisch ausgeht. Und dieses Grundaxiom betrifft das bleibende, unaufhebbare, ein für allemal für diese Weltzeit gegebene Gegenüber von Kirche und Judentum – aller aufspreizenden Selbstbehauptung der Kirche als des „wahren Israels“ zum Trotz. Später – nach der Shoa – wird Buber in seiner großen religionsvergleichenden Schrift „Zwei Glaubensweisen“ (1950) das Eigenprofil von Israel und Kirche scharf herausprofilieren. Martin Buber ist damit zu einem der wichtigsten Gesprächspartner von jüdischer Seite für Christen geworden, die nicht in der Selbstzufriedenheit ihres eigenen Glaubens erstarren wollen, sondern an Herausforderungen „von außen“ interessiert sind. Was kann für einen echten Dialog wichtiger sein?

Karl-Josef Kuschel

Professor Dr. Karl-Josef Kuschel lehrt Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen. Zur Vertiefung der Sachproblematik sei auf sein Buch verwiesen: „Juden – Christen – Muslime: Herkunft und Zukunft“ (Düsseldorf, Patmos-Verlag 2007).



„Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich“

Die württembergische Landessynode zum Verhältnis von Christen und Juden

Das Verhältnis von Christen zu Juden kann man – wie die Landessynode 1988 – mit dem oben zitierten mahnenden Wort des Paulus an die römische Christengemeinde (11,18) bestimmen oder in der spontanen menschlichen Weise praktizieren, wie es vor fast 50 Jahren der unvergessene, ökumenisch gesinnte Papst Johannes XXIII bei der Begrüßung von jüdischen Besuchern mit der Anspielung auf Genesis 45,4 in Rom getan hat: „Ich bin Joseph, euer Bruder“ (Joh. XXIII. war auf den Namen Giuseppe = Joseph getauft). Am besten vereinigt man beides: Menschlichkeit und biblische Begründung.

Im Evangelischen Gemeindeblatt für Württemberg (Nr. 37 v. 14.9.2008, S. 8f.) wird in einem Interview der Heidelberger Systematiker Wilfried Härle zu Wert und Unwert der über 40 Denkschriften und anderer Veröffentlichungen der EKD befragt: Muss sich die Kirche zu allen Problemen öffentlich äußern? Ist nicht manchmal Schweigen wirksamer? So beginnt denn auch die jüngste Denkschrift der EKD, an der Härle beteiligt war, unter der Überschrift „Das rechte Wort zur rechten Zeit“ mit dem Prediger-Zitat (3,7b) „Schweigen hat seine Zeit, Reden hat seine Zeit“. Was für die EKD gilt, stimmt auch für unsere Landeskirche und ihre Synode mit ihren veröffentlichten Erklärungen. Für das Verhältnis von Christen und Juden war 1988 sicher die rechte Zeit des Redens längst gekommen – nach Jahrhunderten der Judenverfolgungen und -verleumdungen (auch durch Luther) und nach Jahren des Schweigens, als Reden, ja Schreien seine Zeit gehabt hätte. In den vergangenen 20 Jahren hat es drei grundlegende Verlautbarungen der Landessynode gegeben:

1.) „Verbundenheit mit dem jüdischen Volk“, Erklärung der Evangelischen Landeskirche in Württemberg (Oberkirchenrat und Landessynode) vom 15. September 1988 zum 50. Jahrestag des Judenpogroms „Reichskristallnacht“ am 9. November 1938;

2.) „Verhältnis zu unseren jüdischen Mitmenschen“, Beschluss der Württembergischen Evangelischen Landessynode vom 26. November 1992;

3.) „Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen“ oder „...der Treue hält ewiglich“ (Röm 11, 29 / Ps 146, 6b), Erklärung der Württembergischen Evangelischen Landessynode zum Verhältnis von

Christen und Juden vom 6. April 2000. Dass es innerhalb von zwölf Jahren dreier Erklärungen bedurfte, scheint anzudeuten, dass ein längst überwunden geglaubter Ungeist immer noch virulent ist oder sein könnte – auch im kirchlichen Umfeld oder vielleicht gerade da, wenn auch besten Gewissens mit biblisch begründetem Auftrag. Nach diesen drei Anläufen blieb eine gravierende Frage offen und umstritten, nämlich die der christlichen *Mission unter Juden*.

Zunächst sei die inhaltliche Substanz der drei Erklärungen rekapituliert: 1988: wurde die historische Entwicklung umrissen: In deren Verlauf vergaß man bald die paulinische Mahnung und geriet in antijudaistische, ab der Neuzeit – trotz rechtlicher Gleichstellung der Juden – in antisemitische Bahnen, die im nazistischen Holocaust kulminierten – fast ohne öffentlichen Protest der weithin blinden und sprachlosen Kirchen. Aus diesem schwer lastenden Schuldeingeständnis zieht die Erklärung die Folgerung „Erinnern, nicht vergessen!“ und sucht den „Neuen Weg“ vom Trennenden zum Gemeinsamen. Sie fordert „Hören und Aufnehmen“, Umkehr und Umkehr auf allen Gebieten der Ebenen, setzt Schwerpunkt des erhofften Dialogs, erweist Respekt und dankt den zum Gespräch bereiten jüdischen Partnern. Selbst die brisanten Fragen zum Staat Israel als Garanten der jüdischen Identität und zum Nahost-Konflikt als Verständigungs-, Ausgleichs- und Friedensproblem werden nicht ausgespart. Die Erklärung mündet in die Verheißung an Abraham als den tragenden Grund: „...in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden“ (Gen 12,3). Sie wird im Neuen Testament aufgenommen durch

Maria im Magnificat: „Er denket der Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel auf, wie er geredet hat zu unseren Vätern, Abraham und seinem Samen ewiglich.“ (Luk 1,54f) Sowohl aus dieser Grundlegung als auch aus dem paulinischen Bild von der tragenden (jüdischen) Wurzel und den eingepfropften (christlichen) Zweigen, die von der Wurzel getragen werden, schließe ich, dass man mit dieser Erklärung nicht an eine Rechtfertigung der „Judenmission“ dachte.

1992: Der Beschluss der Landessynode, ausgelöst durch die Besorgnis über „das Wiederaufleben des antisemitischen Ungeistes“, beruft sich auf die Erklärung von 1988 und die EKD-Studie „Juden und Christen“ (1991) und intensiviert die Aufforderung, „dass auf christlicher Seite vermehrt die Voraussetzungen zu einem Gespräch zwischen Judentum und Christentum geschaffen werden.“ Inhaltlich wird der Rahmen der Erklärung von 1988 nicht verlassen.

2000: Diesmal geht die Synode auf einer Klausurtagung in Bad Boll das Thema theologisch an. Sie stellt ihre Erklärung vom 6. 4. 2000 unter die biblische Formulierung „Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen“ oder „... der Treue hält ewiglich“ (Röm 11,29 / Ps 146,6b). An der Tagung waren auch jüdische Partner beteiligt. Mit der neuerlichen Erklärung werden die beiden früheren Erklärungen von 1988 und 1992 ausdrücklich wieder aufgenommen. Folgende Punkte werden diskutiert und zur weiteren Diskussion empfohlen:

1. Gottes unverbrüchliche Treue zu Israel, von der auch die Kirche lebt.
2. Israels Vergessenheit als Schuld der Kirche.
3. Israel als Zeuge Gottes und seiner Treue: Juden und Christen sind durch die Schrift verbunden, werden am erwählt, von Hoffnung getragen, sollen gemeinsam Verantwortung wahrnehmen (Bedeutung des Feiertags, Verhältnis von Arbeit und Ruhe, Bewahrung der Schöpfung, Gerechtigkeit und Menschenrechte).
4. Judenmission bzw. „Messianische Juden“: darüber erlösen Irritationen. Nach jüdischer Auffassung gehören die messianischen Juden nicht mehr zur jüdischen Gemeinschaft, obwohl sie sich selbst als Juden verstehen. Nach christlicher Auffassung „treten sie in die Gemeinschaft der an Jesus Christus Glaubenden“ ein und gehören kraft ihrer Taufe zur

Kirche. *Wie* die messianischen Juden Christen werden bzw. wurden, bleibt unerörtert.

5. Das christliche Zeugnis und die Begegnung von Christen und Juden. Bei Wahrung der je eigenen Identität und Achtung vor der Identität des anderen soll die angemessene Gestaltung des Verhältnisses von Christen und Juden in der Form des Gesprächs über den Glauben und im jeweils eigenen Zeugnis erfolgen. Innerhalb reichlich abstrakter Formulierungen, die umfangreicher sind als hier wiedergegeben, fällt *ein* konkreter Vorschlag ins Gewicht, der eine gewisse Spiegelfechtereie offenbart: „... angesichts der besonders belasteten Geschichte von Christen und Juden ist der Begriff der Judenmission unangemessen. Deshalb sollten wir das Wort ‚Judenmission‘ endgültig aus unserem Wortschatz streichen.“. Das *Wort* streichen – ja, aber die *Sache* streichen – nein! So meinte eine stattliche Minorität der Synode (32 von 79 Stimmen bei 5 Enthaltungen). Denn die Streichung des *Wortes*, so liest man, entschied die Synode „einmütig“. Die knappe Mehrheit der Synode (39 Stimmen) aber sagte weiter: „Wir suchen die Begegnung zwischen Christen und Juden und wollen den Dialog fördern. Wir erklären: Mission unter Juden lehnen wir ab.“ So war denn am Schluss der Tagung der Eklat da. Die Befürworter der „Mission unter Juden“ stellten sich hinter ein entsprechendes Votum der Evangelisch-Theologischen Fakultät Tübingen zum Verhältnis von Juden und Christen vom 23. 2. 2000 – unter Berufung auf Röm 1, 16 und Gal 2, 7-9.

Mit diesem Dissens in der Synode ist die Frage der *Mission unter Juden* wieder an die Oberfläche gekommen und hat Kontroversen über Sinn und Widersinn des *Israelsonntags* ausgelöst – auch bei uns (vgl. Kirche in der Stadt 3/2000, 4/2007 und 1/2008). Vielleicht lässt sich das Problem theologisch gar nicht lösen. Könnte nicht die spontane Herzlichkeit eines Johannes XXIII. diesen Knoten durchhauen? Oder sollte man es mit Wilfried Härle halten, der auf die letzte ihm gestellte Frage: „Welche Kriterien sorgen dafür, dass eine Denkschrift besonders erfolglos wird?“, antwortete: „es gibt auch Texte, die als Denkschriften geplant waren, jedoch nicht als solche akzeptiert werden, weil sie keine tragfähigen Ergebnisse vorzuweisen hatten. Da kann dann auch das Schweigen besser sein als das Reden.“

Gottfried Kiefner

Warum die Nacht in Petrosawodsk lecker ist!

Von mutigen Aufbrüchen und herrlichen Sonnenuntergängen

Die Sommerferien hatten gerade erst begonnen. Sechs Schülerinnen und Schüler zwischen 15 und 18 Jahren hielten die Zeugnisse druckfrisch in der Hand, und schon trafen wir uns, um eine weite Fahrt anzutreten. Für fast alle war es die erste Reise nach Russland. Die jüdische Gemeinde Petrosawodsk lud uns ein, um zwischen jüdischen und christlichen Jugendlichen neue Kontakte zu knüpfen.

Im Flugzeug erstellte ich noch schnell eine Wörterliste auf Russisch, damit die „Globetrotter“ wenigstens „Guten Tag“ oder „Wie geht’s“ sagen konnten. Bis auf Mathias, der ein wenig Russisch konnte, hatte niemand eine Ahnung von der Sprache. Sie waren in diesem Land Sprachlose. Das wurde mir erst im Flugzeug so richtig bewusst: „Sind die aber mutig!“ Für Zweifel und Bedenken blieb nun keine Zeit mehr. Am Abend piff der Nachtzug in Richtung Petrosawodsk und am Morgen erwartete uns am Bahnsteig ein Begrüßungskomitee. Jeder wurde zu seiner Gastfamilie gebracht. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als wir später in den kleinen Räumen der jüdischen Gemeinde empfangen wurden – alle konnten sich irgendwie auf Englisch oder Deutsch verständigen und wir hatten Valentina, die Übersetzerin, immer dabei!

Die Freude über unseren Besuch zeigte sich in der Gastfreundschaft und Herzlichkeit, mit der wir aufgenommen wurden. Die Gastgeber sorgten so gut für uns, dass Körbe voller Essen wieder zurück gebracht werden mussten. Die Sprachprobleme gerieten dabei völlig in Vergessenheit! Die Gemeinde hatte ein tolles Programm für uns vorbereitet, welches uns zum Beispiel zu der Insel Kischi oder zum Wasserfall Kivatsch führte. Wir gedachten im Maximilian-Kolb-Museum der minderjährigen Nazi-Opfer, feierten Schabbat mit dem Jugendclub und nahmen am jüdischen Gottesdienst teil.



Von links nach rechts: Leo und Marie Volkmann, Silke Takacs, Julia Damson, Carina Kammler, Matthias Lhotzky, Moritz Stage

Die Erlebnisse in den Gastfamilien wurden begeistert ausgetauscht, Beobachtungen angestellt, Verhaltensweisen analysiert und russisch gelernt. Die Mädchen staunten über die „mörderischen“ Schuhabsätze der Russinnen, die Jungs versuchten den Kühlschrank, der sich immer wieder füllte, leer zu essen. Gemeinsam genossen wir nachts die herrlichen Sonnenuntergänge am Onegasee und ich gab fleißig Tipps für Redewendungen.

Der Wunsch, die Sprache zu lernen, und das Bedürfnis, sich für die reichhaltige Verpflegung auf russisch herzlich zu bedanken, führten dazu, dass sich manche mit dem eingprägten Satz: „Danke, es war lecker“ statt eines Gute-Nacht-Grußes verabschiedeten. So sind die leckeren karelischen Nächte entstanden! Alles wurde immer bekannter und vertrauter, doch dann hieß es schon wieder Abschied nehmen. Neben all den Sehenswürdigkeiten war es der enge Kontakt mit den Menschen dort, der uns Russland näher brachte. Es entstand eine Freundschaft, die hoffentlich lange trägt und in der wir uns immer besser kennen und schätzen lernen.

Silke Takacs

„Hungernde in aller Welt“ Konto 2008 Kreissparkasse Tübingen

November: Brasilien

In Sao Paolo, der Wirtschaftsmetropole Brasiliens, suchen Menschen aus dem ganzen Land Arbeit und Obdach. Es sind bäuerliche Leute, ohne eigenen Grund und Boden, ohne Familien, Freunde, Hoffnung, Ausbildung. Die meisten sind Männer; die Frauen kommen oft allein mit Kindern. Viele sind Analphabeten. Ihr Hungerlohn beträgt maximal zwei Dollar für acht bis zehn Stunden Arbeit. Um ihnen zu helfen, haben Christen 1992 mit Unterstützung der kommunalen Sozialbehörde ein Projekt gegründet: Sechs Straßenspurten überkreuzen eine achtspurige Straße; in der riesigen Brücke; im Zwischengeschoss der Fahrbahnen gibt es Hallen aus der Bauzeit, die zu Speiseraum, Küche, Versammlungssaal und Schlafräumen mit sanitären Anlagen ausgebaut sind. Rund um die Uhr werden täglich 380 Menschen von 40 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen versorgt und betreut. 260 Menschen finden dort Schlafplätze und Hygiene-Einrichtungen. Die Disziplin ist unerbittlich: strenges Verbot von Alkohol und Drogen. Es werden auch Gottesdienste abgehalten.

Im Verlauf eines Jahres müssen die Bewohner ihre Selbständigkeit wieder erlangt haben und ausziehen um anderen Notleidenden Platz zu machen.

Dezember: Mocambique

Ihre ganze Körpersprache zeigt den tiefen Schmerz, den sie in sich trägt: Maria ist mit 23 Jahren bereits Witwe und hat ihre zwei Kinder durch Aids verloren. Sie selbst ist HIV positiv und erholt sich langsam, weil sie die lebensrettenden antiretroviralen Medikamente bekommt. Sie wird von „Activistas“, den Ehrenamtlichen eines AIDS-Projektes der lutherischen Kirche, in der Stadt Chimoio in Mocambique betreut. Sie besuchen dort regelmäßig Kranke, klären über die Notwendigkeit der regelmäßigen Einnahme der Medikamente auf und verteilen spezielle Nahrung, damit die Betroffenen wieder zu Kräften kommen.

Auch Maria profitiert davon. Sie ist noch zu schwach, um zu arbeiten. Sobald es ihr besser geht, kann sie das Gartenprojekt unterstützen. Hier lernen die Teilnehmenden, Gemüse anzubauen, um sich ausreichend und vielseitig zu ernähren. Das Projekt wird vom Difam finanziell gefördert und von Eusebio,

einem ausgebildeten Krankenpfleger, koordiniert.

Januar: Nigeria

Das Frauenausbildungszentrum der »Kirche der Geschwister« in Mubi/Nigeria ist dank der Unterstützung des Tübinger Kontos die wichtigste Einrichtung der Frauenarbeit geworden. Das Zentrum bietet Kurse im Nähen, Stricken, Stoffbätiken und in der Seife- und Creme-Herstellung an und ermöglicht eine Ausbildung zur Büroschreibkraft. In allen Kursen werden Frauen in Gesundheit, Hygiene und verstärkt in der AIDS-Prävention geschult. Viele Frauen haben inzwischen durch die Kurse Fähigkeiten erlernt, mit denen sie Geld für die Ausbildung oder die medizinische Versorgung ihrer Kinder verdienen können. Außerdem werden sie so Multiplikatorinnen in Sachen Hygiene und AIDS-Prävention in ihren Dörfern. Zum Projekt gehören ein Kindergarten und eine Grundschule. Danke für Ihre Spende!

Helga Schweitzer

☎ (0 70 71) 6 12 47

Reise nach Israel

Zu einer elftägigen Studienreise nach Israel und Palästina lädt die Evang. Kirchengemeinde Lustnau alle Interessierten ein. Die Reise findet unter der Leitung von Pfarrer Rainer Kerst vom 25. Mai bis zum 4. Juni 2009 statt. Quartiere sind die Abrahamsherberge im palästinensischen Beit Jala und ein Kibbuz am See Genezareth. Besucht werden unter anderem Bethlehem, Jerusalem, das Tote Meer, Masada und Qumran, Jericho (wenn möglich), Nazareth, der See Genezareth, Kapernaum, die Golanhöhen, die Jordanquellen und Cäsarea. Für Wandertüchtige gibt es eine Wanderung im Wadi Oelt, wobei für Nichtwanderer ein Alternativprogramm vorgesehen ist. Außerdem sind zahlreiche Begegnungen geplant, unter anderem mit Hannelore und Jadallah Shihadeh (Beit Jala), Dr. Georg Dürr (Talitha Kumi), Propst Uwe Gräbe (Erlösergemeinde Jerusalem) sowie mit Vertretern der israelischen Regierungspolitik, einer israelischen Friedensgruppe und der Fatah sowie eine Lernstunde mit einem Tora-Lehrer. Die Reise wird in Zusammenarbeit mit „Biblische Reisen Stuttgart“ durchgeführt. Das genaue Reiseprogramm sowie Anmel-

deformulare gibt es beim Evang. Pfarramt Lustnau Süd (Steige 3, 72074 Tübingen, ☎ 8 18 40 oder pfarramt.sued@evk-lustnau.de). Die Mindestteilnehmerzahl beträgt 15, die Höchstteilnehmerzahl 25 Personen. Ein Informationsabend findet am Freitag, 7. November, um 20 Uhr im Evang. Gemeindehaus Lustnau (Neuhaldenstraße 10) statt.

Church Night am 31. Oktober

Eine Feier für Jugendliche zum Geburtstag der evangelischen Kirche (Reformationstag), auch zum 40. Geburtstag der Stephanuskirchengemeinde.

Die Idee: An diesem besonderen Abend wollen wir Lust auf Glauben machen, den Geburtstag der Kirche richtig feiern und Halloween Konkurrenz machen. Wir werden uns auf die Spur Martin Luthers und der Reformation begeben, entdecken und erleben, was uns die Botschaft: „Allein aus Glauben, allein aus Gnade, allein Christus, allein die Schrift“ heute zu sagen hat. Los gehts mit einem **Jugendgottesdienst mit einem Luther - Erlebnisparcour**, der es in sich hat. Weiter geht der Abend dann mit der **Church-Night Band, Teendance und Theater**, bis

dann der Abend einem weiteren Höhepunkt entgegen geht und das **Lutherbistro** mit kernigen Sprüchen, Gaumenschmaus und dem ein oder andern Gaukler seine Pforten ganz im Sinne Luthers öffnet. Stephanuskirche, 19 Uhr. Veranstalter: Stephanusgemeinde und CVJM. Für das Church-Nightteam: Niels Hoffmann und Tobias Sinner **Info:** Im CVJM – Büro in der Gartenstr. 81 unter ☎ 2 66 26.

SKI- UND SNOWBOARDFREIZEIT PLÄTZE FREI

Schweiz/Gstaad. 3. bis 10. Januar. Jugendliche 13-18 Jahren. Infos und Anmeldung: CVJM Tübingen, ☎ 2 66 26. uwe.voeh.ringer@cvjm-tuebingen.de

Goldene Konfirmation

Am **Sonntag, 8. März 2009 um 10 Uhr findet in der Martinskirche** (für alle sieben Tübinger Gemeinden) die Goldene Konfirmation statt. Alle, die vor 50 Jahren, also im Jahr 1959, in Tübingen konfirmiert wurden, werden angeschrieben und sind eingeladen. Pfarramt Tal, Frischlinstraße 33, ☎ 2 39 52 oder e-mail: Martinskirche-Tal@evk.tuebingen.org

Emil Nolde, Saul und David

Beim Betrachten dieses Bildes erkennt man auf den ersten Blick wenig. Vor einem dunklen, vertikal schraffierten Hintergrund heben sich zwei Gestalten ab. Rechts erscheint eine kleinere, wohl jugendliche Gestalt, mit der linken Hand die Harfe spielend, links ein älterer Mann, in einen Mantel oder Umhang gehüllt, eine Kappe auf dem Kopf, der einen Holzschaft umklammert. Erst der Titel „Saul und David“ führt zur Erkenntnis, wie auch die passende Bibelstelle. Emil Nolde hat hier den Text aus 1. Samuel 19, 8-10 dargestellt: „und David zog aus und stritt wider die Philister und tat eine große Schlacht, dass sie vor ihm flohen. Aber der böse Geist vom Herrn kam über Saul, und er saß in seinem Hause und hatte einen Speiß in seiner Hand; David aber spielte auf den Saiten mit der Hand. Und Saul trachtete, David mit dem Speiß an die Wand zu speißen“. Den Zorn, Neid, ja Wahnsinn des Königs Saul auf den jungen David, der geradezu spielerisch die Feinde überwunden hat und danach unbeschwert die Harfe spielt, gibt der Künstler in diesem graphischen Blatt mit einer extrem reduzierten Formensprache virtuos wieder.

Sauls Körper wird wie ein monolithischer Block dargestellt, die Massigkeit und sein finsterer, lauernder Blick mit dem fest verschlossenen Mund spiegeln den Unmut auf den jüngeren, immer mächtiger werdenden Rivalen. Seine Hand umfasst den Speerschaft mit entschlossener Kraft, bereit zum Angriff. Ganz parallel, in formaler Analogie dazu, steht die hingebreitete Harfe, die offene Linke Davids und der wie besorgt geöffnete Mund. Licht- und Schattengesicht, kontrastreiche Gesten und Haltungen, Offenheit und Kompaktheit, Speer und Harfe sind aufeinander bezogen und beschreiben gleichzeitig den Konflikt. Hand und Harfe schieben sich ganz sanft hinter Saul, als wollten sie ihn beruhigen, aber auch verdrängen. Ein psychologischer Konflikt ist hier sehr verdichtet, mit grafischen Mitteln, mit wenigen Strichen und einem starken Hell-Dunkel-Kontrast dargestellt.

Noldes graphisches Werk stellt einen in sich abgeschlossenen Komplex innerhalb seines Gesamtwerkes dar. Für seine biblischen Grafiken, die im Wesentlichen zwischen 1910 und 1913 entstanden sind, hat der Künstler sich einen freien und



1911, Strich- und Tonätzung, Sprengel-Museum, Hannover.
Evangelisches Gesangbuch, S. 1090.

ungewöhnlichen Umgang mit dem Medium Radierung angeeignet und eine große Vielfalt der Effekte in Linie und Ton erzielt. Rohe schroffe Linien sind Werkzeuge zur Erstellung einer reichen Oberflächenzeichnung. Ton-Reichtum durch differenzierte Ton- wie auch Strichätzungen ermöglichen die Hell-Dunkel-Wirkung, die den nuancenreichen Stimmungen, der psychologischen Vertiefung der Themen dienen.

Mit der Harfe stimmt David das Lob Gottes an, in das die Dunkelheit, der Wahnsinn, die Melancholie, die Angst hineinragen. Für Nolde sind diese beiden Seiten des Lebens untrennbar miteinander verbunden. Hier im Bild erweist sich die Harfe als die mächtigere Waffe, sie breitet sich aus, erfasst trotz der Dunkelheit, in der sie sich noch wie David befindet, bereits den Körper von Saul, wird ihn aus dem Bild verdrängen und dem Jüngeren, Stärkeren

durch die Macht des Lobgesangs zur Ehre Gottes den Weg ebnen.

Sibylle Setzler

IMPRESSUM

Herausgeber: Evangelische Gesamtkirchengemeinde Tübingen, Neckarhalde 27, 72070 Tübingen, Telefon (0 70 71) 4 33 94

Redaktionsadresse: Beate Schröder, Kirche am Markt Am Markt 7, 72070 Tübingen, Telefon: (0 70 71) 6 87 87 75 E-mail: kircheammarkt@evk.tuebingen.org

Redaktion: Beate Schröder (verantw.), Sylvia Takacs (Redaktionsleitung), Dr. Hansjörg Kautter, Dr. Gottfried Kiefner, Sibylle Setzler

Wir bitten ausdrücklich um Zusendung von Manuskripten, Diskussionsbeiträgen, Informationen, Anregungen und LeserInnenbriefen. Die Redaktion behält sich das Recht der Kürzung vor.

Spendenkonto: KSK Tübingen 718 (BLZ 641 500 20), Ev. Kirchenpflege, Stichwort: Kirche in der Stadt

Gestaltung, Satz: SAGRAL, 72760 Reutlingen, sagral@t-online.de

Druck: Grafische Werkstätte der BruderhausDiakonie

Auflage: 14 800

Redaktionsschluß der nächsten Ausgabe: 19. Dezember 2008